

Gertrude Lübbe-Wolff

**Rede zur Absolventenfeier
der Fakultät für Rechtswissenschaft der Universität Bielefeld
am 29. April 2022**

Liebe Absolventen,

Auch von mir erst einmal ganz herzliche Glückwünsche zum bestandenen Examen. Ihnen muss man ja nicht nur so gratulieren wie den Absolventen jedes bisherigen Jahrgangs. Sie haben das, was sie jetzt geschafft haben, unter noch schwierigeren als den üblichen Bedingungen geschafft – am Ende von mehreren Semestern eines überhaupt nicht mehr normalen Studiums und eines überhaupt nicht mehr normalen Lebens.

Schon unter normalen Umständen ist ein Jurastudium heute schwieriger, als es das für meine Generation war. Seit meinem Ersten Examen 1974 sind fast 50 Jahre Rechtsprechung hinzugekommen, von der man das Wichtigste kennen muss, außerdem 50 Jahre Gesetzgebung, die fast alles nur komplizierter gemacht hat, ganz zu schweigen vom Völkerrecht und Europarecht, dass damals überhaupt noch kein Pflichtbestandteil des Studiums war.

Sie hatten es also sowieso schon nicht leicht - und dann noch die Pandemie. Die meisten von Ihnen haben unter den Bedingungen dieser Pandemie, die nicht nur, aber vor allem Ältere und Vorerkrankte bedroht, Rücksicht genommen, und alle haben Sie Vieles von dem entbehrt, was gerade jungen Menschen besonders

wichtig ist. Ich hoffe, dass wir Älteren das, als Generation, honorieren werden, nicht nur in unseren jeweiligen verwandtschaftlichen und sonstigen persönlichen Beziehungen, sondern auch, indem wir eine Politik unterstützen, die vor allem auf eine gute Zukunft für die ausgerichtet ist, die heute jung sind.

Zukunftssorgen hat schon bisher nicht nur die pandemische Entwicklung bereitet, sondern auch Vieles andere: Klimawandel, Plastikvermüllung der Meere, Antibiotikaresistenzen (ein sehr wichtiges Thema), Schulden- und Inflationsentwicklung, gesellschaftliche Polarisierung, Rückschritte in Bezug auf Demokratie und Rechtsstaatlichkeit selbst in Ländern, von denen wir das noch vor wenigen Jahren nicht erwartet hätten – und nun obendrein noch der furchtbare Krieg in der Ukraine.

Kann man bei alledem noch optimistisch in die Zukunft blicken?

Als das Wort Optimismus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebräuchlich wurde, bezeichnete es die Antwort auf eine theologische Frage: Die Frage, wie die Annahme, dass es einen allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gott gibt, zu vereinbaren ist mit alldem Übel, dem Elend, dem Schrecken in der Welt, die er geschaffen hat. Müsste, wenn es den allwissenden, allmächtigen und allgütigen Gott gibt, die Welt nicht viel besser sein als sie ist?

Es ging also eigentlich um die Frage, ob der Zustand der Welt nicht die Existenz Gottes widerlegt, jedenfalls die Existenz *des* Gottes, an den man glaubte – eine Frage, die nicht nur Christen beschäftigt hat.

In Europa hatte der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts in seiner „Theodizee“ (= „Rechtfertigung Gottes“) dahin beantwortet, dass die Welt, so viel Übles man darin auch antrifft, doch die beste

aller möglichen ist. Diese Annahme bezeichneten *vor allem* Leibniz' Kritiker als Optimismus.

Nachdem 1755 das Erdbeben von Lissabon die Stadt in Schutt und Asche gelegt und die Nachricht davon ganz Europa erschüttert, viele auch in ihrem Glauben erschüttert hatte, und noch während der Siebenjährige Krieg wütete, zog der französische Philosoph Voltaire Leibniz' Ansicht mit der berühmten Geschichte des naiven Candide durch den Kakao. Dieser Candide stammt aus Westfalen, woher in der Literatur öfters die besonders treuherzig-hinterwäldlerisch Naiven genommen werden. Candide wurde von seinem Lehrer Pangloss im Geist des Optimismus erzogen. Bei seinen Irrfahrten durch die Welt trifft er aber auf lauter Krankheit und Tod, Massaker und Autodafés, Zwangsrekrutierung, Menschenfresserei, Diebstahl und Verrat und überzeugt sich davon, dass in Wahrheit Bosheit, Grausamkeit und Habgier die Welt regieren. „Candide oder der Optimismus“ heißt diese Geschichte.

Noch bei dem berühmtesten Pessimisten unter den Philosophen, Schopenhauer, bestand sein Pessimismus darin, dass er Leibniz' Frage im genau entgegengesetzten Sinn beantwortete: Er befand, wir lebten in der schlechtesten aller möglichen Welten.

Heute steht steht, wenn es um Optimismus oder Pessimismus geht, nicht mehr die ursprüngliche, theologische Frage im Vordergrund. Im Grunde geht es wechselnd um *zwei* Fragen, die man unterscheiden sollte:

Erstens um die Frage, was die Zukunft bringt, und zweitens um die Frage, wie man dem begegnet, was sie bringt.

Die erste Frage ist die nach den realistischen Erwartungen, die zweite die nach der Lebenshaltung.

Wenn Psychologen oder Philosophen über Optimismus oder Pessimismus sprechen, geht es oft nicht um die Frage der realistischen Erwartungen, sondern um Fragen der Haltung zum Leben und speziell auch zur eigenen Rolle: Sieht man das Glas halb voll oder halb leer? Hadert man mit der Welt, wie sie ist, oder versucht man, das Gute an ihr zu sehen, und vor allem: das Beste daraus zu machen? Traut man sich etwas zu oder nicht? All das hängt auch mit negativen oder positiven Erwartungen an sich selbst und an den Lauf der Dinge zusammen, hat aber nicht direkt mit dem Versuch einer realistischen Abschätzung dessen, was kommt oder nicht kommt, zu tun. Es geht hier nicht um Gründe für oder gegen eine bestimmte Erwartung, sondern um eine Grundhaltung zum Leben und zu den Aufgaben, vor die es einen stellt.

Dass hier die optimistische Haltung die hilfreichere ist, für einen selbst wie für andere, muss nicht lange begründet werden, und es ist nicht weiter verwunderlich, dass für Optimismus *als Grundhaltung* in allen möglichen Untersuchungen lauter positive Wirkungen gefunden wurden: Optimisten haben bessere Laune, ein leistungsfähigeres Immunsystem, erholen sich nach Herzoperationen schneller, und bei studentischen Optimisten wurden sogar bessere Examensnoten gefunden. Merken Sie sich das fürs Zweite Examen.

Leider funktioniert das mit dem Optimismus und den Examensnoten nun nicht so, dass man sich nur einbilden muss, man habe super was drauf, und schon hat man auch ein Prädikatsexamen in der Tasche. Der Optimismus im Sinne einer positiven Lebenseinstellung, den man haben soll, ist nicht zu verwechseln mit Selbstüberschätzung und Realitätsverweigerung. Genauso wichtig wie Optimismus ist Realismus, sind realistische Erwartungen und realistisches

Sichereinstellen auf gegebene Tatsachen. Das gilt für Individuen wie für Kollektive. Unsere Wahrnehmungen der Realität sind immer auch *Deutungen*, aber das bedeutet nicht, dass die Realität überhaupt nur Konstrukt wäre und sich nach Wunsch beliebig umkonstruieren ließe, indem man einfach nicht hinsieht oder sie mit anderen als den gewohnten Worten beschreibt.

Wenn es darum geht, Aussichten für die Zukunft einzuschätzen, müssen wir zwar leider damit leben, dass wir alle keine Propheten sind. Aber zumindest gegen einige verbreitete Fehleinschätzungen kann man sich doch wappnen.

Da ist zum Beispiel die verbreitete Annahme, alles werde immer schlimmer. Sie resultiert aus verschiedenen Fehlerquellen; unter anderem daraus, dass wir über das vorkommende Schlechte heute viel intensiver unterrichtet werden als früher – und dadurch, dass die Nachrichten weitaus mehr als vor der Zeit des Smartphones oder gar vor der Zeit des Fernsehens bebildert sind, werden sie auch viel eindrücklicher.

Falsche pessimistische Einschätzungen, die die Menschheit oder den westlichen Teil davon in allen möglichen Hinsichten auf dem absteigenden Ast sehen, sich aber auf reale Veränderungen gar nicht stützen können, reichen von der Kriminalitätsentwicklung bis hin zu Kriegen. Tatsächlich ist die Welt in diesen und in vielen anderen Hinsichten in den zurückliegenden Jahrzehnten nicht schlechter, sondern besser geworden, wenn auch nicht überall auf der Erde in gleichem Maße.

Um sich von unrealistischem Pessimismus zu befreien, hilft es zum Beispiel, Hans Roslings Buch „Factfulness“ aus dem Jahr 2018 zu lesen oder Videos von ihm auf youtube anzuschauen. In dem Buch wird berichtet über viele Fragen, u.a. zur weltweiten Entwicklung von Armut, Lebenserwartung, Bevölkerung,

Todesfällen durch Naturkatastrophen, Impfquoten (das betraf natürlich noch nicht Corona), Schulbildung, voraussichtliche Klimaerwärmung und so fort, die repräsentativen Querschnitten der Bevölkerung, aber auch den Teilnehmern des Weltwirtschaftsforums in Davos, den Teilnehmern des Lindauer Nobelpreisträgertreffens, und Lehrern gestellt worden waren. Sogar Schimpansen wurden „befragt“, d.h. sie konnten wie alle anderen eine von drei vorgegebenen, bezogen auf die Realitätsannahmen oder -erwartungen unterschiedlich optimistische Antworten anklicken. Nur bei der Frage der voraussichtlichen Klimaerwärmung lagen die menschlichen Teilnehmer überwiegend – in Deutschland zum Beispiel zu 88% – richtig, bei allen anderen lagen sie mehrheitlich falsch, viel zu pessimistisch, meist sogar noch viel häufiger falsch als die Schimpansen, die – bei drei Fragen nicht weiter verwunderlich – immerhin zu einem Drittel auf die richtige Antwort getippt hatten. Besonders falsch lagen manchmal die besonders gebildeten Teilnehmer. Die hatten wohl besonders viele schlechte Nachrichten gelesen.

Es gibt bei youtube auch ein schönes Video von Maren Urner mit dem Titel „Schluss mit dem täglichen Weltuntergang“, das u.a. von einem Teil der Untersuchungen von Hans Rosling Gebrauch macht. Es vermittelt auch neurowissenschaftliche, psychologische Kenntnisse über die Ursachen und über die schlechten, lähmenden Folgen des vorherrschenden unrealistischen Pessimismus. Schauen Sie sich dieses Video mal an, es lohnt sich. Einfach auf youtube „Maren Urner“ eingeben, dann taucht das auf.

Manchmal wird unrealistischer Pessimismus – im Sinne nicht realitätsgestützter ungünstiger Annahmen über die Zukunft – auch durch Überreste veralteter Ideologien gefördert. So ist es zum Beispiel bei den grassierenden Sorgen um die Zukunft der Demokratie. Sie werden befeuert durch die verbreitete Annahme, die Demokratie sei eine besonders riskante Staatsform – intrinsisch

wehrlos und schwach. Das klingt oft selbst in den Äußerungen entschiedener Demokraten durch: In Willy Brandts Aufruf mehr Demokratie zu „wagen“, beispielsweise, und in dem berühmten Böckenförde-Diktum, der freiheitliche Staat lebe „von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann“, und das sei „das große Wagnis, das er, um der Freiheit willen, eingegangen ist.“

Ist Demokratie aber wirklich ein größeres „Wagnis“ als mafiöse Oligarchie, als Autokratie, als Diktatur? Das ist weder theoretisch plausibel, noch sprechen bisherige Erfahrungen dafür. Die empirische Demokratieforschung zeigt, dass wirkliche Demokratien statistisch keine niedrigere, sondern eine höhere Stabilität und bessere Regierungsleistungen aufweisen als autokratische Systeme. Das gilt nicht für alle Regime, in denen es zwar Wahlen gibt, andere wesentliche Elemente einer Demokratie aber fehlen. Aber es gilt für voll entwickelte Demokratien, und das sollte uns auch nicht weiter wundern.

Dass die Demokratie die Voraussetzungen ihrer eigenen Existenz damit auch die Voraussetzungen ihres Fortbestehens nicht garantieren kann, ist richtig, aber auch äußerst trivial. Nichts und niemand, auch keine Staatsform, kann die Voraussetzungen der eigenen Existenz garantieren. Auf diese Trivialität wollte Böckenförde mit seinem Diktum auch nicht hinaus, sondern darauf, dass der Demokratie bestimmte Mittel nicht zur Verfügung stehen, auf die andere Regime gern zurückgreifen. Ein Autokrat kann Bürger, die ihn kritisieren, wegen Präsidentenbeleidigung einknasten und, wenn es eng für ihn wird, seine Bürger auch von Informationen über das, was er anrichtet, inklusive Informationen übers Internet, weitgehend abschneiden. Eine Demokratie kann das nicht; wenn sie zu solchen Mitteln greift, ist sie keine mehr.

Dass sie das nicht kann, ist aber nicht ihre Schwäche, sondern gerade eine ihrer großen Stärken. Es verschafft der Demokratie den Kontakt zur Realität, von der

alle Lebensfähigkeit abhängt. Den Kontakt zur Realität, der allen Autokraten über kurz oder lang abhandenkommt, weil niemand mehr wagt, ihnen zu sagen, was sie nicht hören wollen. Die Freiheit, die die Demokratie gewährleistet, macht sie lernfähig. Auch in der Demokratie gibt es immer die Gefahr, dass man es sich in Überheblichkeit und einseitigen Realitätswahrnehmungen bequem macht. Die Demokratie lernt oft zu langsam, aber sie lernt.

Es ist richtig, dass wir im zurückliegenden Jahrzehnt einige auch für die Demokratie besorgniserregende Entwicklungen erlebt haben. Der jahrzehntelange Siegeszug dieser Staatsform scheint gebrochen. Politikwissenschaftliche Analyseportale, die die Entwicklungen weltweit beobachten, verzeichnen bei insgesamt unterschiedlichen Entwicklungen neuerdings sogar ein *democratic backsliding*, d.h. im Ganzen häufiger Rück- als Fortschritte. Und tatsächlich leben wir heute in einer anderen Welt als der des zwanzigsten Jahrhunderts – einer Welt, die auch die Demokratie vor neue Herausforderungen stellt, denken Sie nur an die medialen Kommunikationsmöglichkeiten mit all ihren Chancen, aber auch Risiken, von anderen Aspekten der Globalisierung ganz zu schweigen. Niemand kann sicher wissen, wie sich all das dauerhaft auswirken wird. Aber auch hier sollten wir auf die Stärken der Demokratie vertrauen, nicht zuletzt auf ihre Fähigkeit, zu lernen, bis hin zur Selbstreform.

Alle notwendige Bemühung, die Realitäten so gut wie möglich zu erfassen, ändert nichts daran, dass die Zukunft immer ungewiss ist. Aber gerade im Angesicht von Ungewissheiten ist Optimismus gefragt. Optimismus sowohl im Sinne der oben angesprochenen positiven Lebenshaltung als auch im Sinne der Erwartung, dass eine positive Entwicklung immerhin möglich ist.

Hören wir den Philosophen Karl Popper: „Optimismus ist Pflicht“. ... „Die Zukunft ist offen. Sie ist nicht vorausbestimmt. Daher kann sie niemand voraussagen – außer durch Zufall. Die Möglichkeiten, die in der Zukunft liegen, gute sowohl wie schlimme, sind unabsehbar. Wenn ich sage ´Optimismus ist Pflicht´, so schließt das nicht nur ein, daß die Zukunft offen ist, sondern auch, dass wir alle sie mitbestimmen durch das, was wir tun: Wir alle sind mitverantwortlich für das, was kommt.

So ist es unser aller Pflicht, statt etwas Schlimmes voraus zu sagen, uns einzusetzen für jene Dinge, die die Zukunft besser machen können.“¹

Sie sind als Juristen in der glücklichen Lage, dass Sie dafür ein gutes und besonders wichtiges Feld gleich in ihrem Beruf vor sich haben. Die Demokratie und alles, was sich damit anstellen lässt – von der Korruptionsbekämpfung bis zum Klimaschutz, die bei allen Versäumnissen immer noch weitaus am effektivsten in Demokratien stattfinden –, die Demokratie also und alles, was sie leisten kann, steht und fällt mit dem Rechtsstaat. Und der lebt nicht zuletzt davon, dass Juristen – ob als Anwälte, Richter, Verwaltungsbeamte, Verbandsjuristen, Politiker, Hochschullehrer oder was auch immer – ihre Arbeit in Loyalität zum Rechtsstaat leisten. Als Juristen können Sie zugleich, jeder an seinem Platz, mitwirken am Fortschritt des Rechts, von dem, wie Immanuel Kant gelehrt hat, auch der Fortschritt der Moral und die Aussicht auf Frieden abhängt.

Für diese große Aufgabe wünsche ich Ihnen Glück und Optimismus!

¹ Von der Notwendigkeit des Friedens (Rede anlässlich der Verleihung der Otto-Hahn-Friedensmedaille, 1993), in: Gesammelte Werke in deutscher Sprache, Bd. 14, Freiheit und intellektuelle Verantwortung, Tübingen (Mohr Siebeck) 2016, S. 337 ff. (343).